

# DIE ARBEITSBEDINGUNGEN AUF DEN FRIEDHÖFEN

## Bei „Bummelei“ droht Gestapo

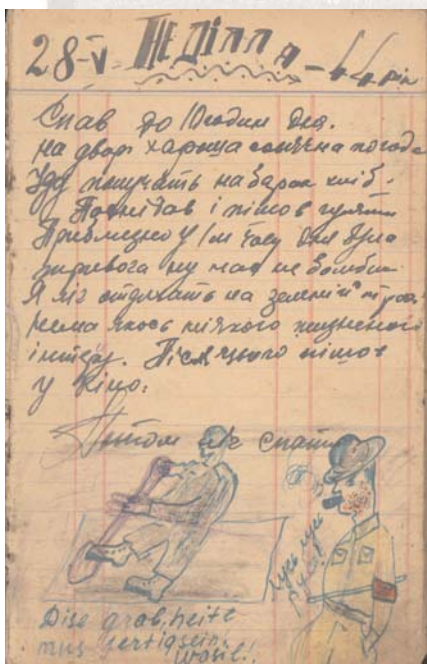
Die Arbeit auf den Friedhöfen dauerte täglich 8 bis 10 Stunden, manchmal 12. Der Sonntag war arbeitsfrei. Es waren hauptsächlich Gräber auszuheben und Grabsteine zu transportieren. Dies war eine zu schwere Arbeit, vor allem für die Minderjährigen. Leistenbrüche waren die Folge, die unbehandelt blieben und zu Spätfolgen führten.

Schäden durch schwere Arbeit waren nicht die einzige Gefahr. Schnell wurde Zwangsarbeitern bei Krankheit oder Schwäche Täuschung und Bummelei unterstellt.

Wassilij T. Kudrenko erzählt: „Einmal musste ich einen schweren Karren mit Schotter schieben. Es war sehr heiß und ich fühlte mich schlecht. Der Chef fragte mich: „Bist Du faul?“ und gab mir einen Tritt. Ich krümmte mich und sagte: „Ihr Verbrecher, habt mich nach Deutschland verschleppt und Du schlägst mich noch!“ Und er sagte: „Du Bandit. Ich will Dich nicht mehr sehen. Raus hier!“ und beinahe wäre ich zur Gestapo gebracht worden.“

„Ostarbeiter“ fielen unter Sonderrechtsbestimmungen und waren damit dem Zugriff polizeilicher Stellen ausgeliefert.

Aus dem Tagebuch von Kudrenko



## Sprachliche Verständigung

Durch den Kontakt mit den Arbeitskollegen lernten einige Zwangsarbeiter die deutsche Sprache recht gut: „Mit dem Deutschen, mit dem ich gearbeitet habe, habe ich so Deutsch gesprochen, wie ich jetzt mit Ihnen Ukrainisch spreche. Er konnte mich und ich ihn ganz gut verstehen.“

Dmitri A. Tschaly wurde schlecht behandelt. „Hund“ und „Schwein“ sind auch die einzigen deutschen Wörter, die er 60 Jahre später erinnert.

## Verhältnis zu deutschen Friedhofsarbeitern

Über seinen Chef und einen Meister auf einem Friedhof am Plötzensee berichtet Wassilij T. Kudrenko: „Sie verhielten sich uns gegenüber sehr, sehr wohlwollend... Sie teilten alles mit uns, was sie hatten: Kleidung, Brot, Suppe, belegte Brote. Sie sagten: „Nimm Du ein bisschen“. Ein anderer erzählt über die Frau seines Vorarbeiters. „Sie wusste, dass wir Hunger hatten und brachte fast jeden Tag etwas Brot.“

Einige halfen dem Kranken: „Der alte Meister sagte: „Oh, Ostarbeiter krank, krank.“ Die Gläubigen der Evangelischen Kirche brachten mir Milchnudeln. Ich war sehr schwach. Sie heilten mich.“

Die Stimmung konnte jedoch schnell umschlagen. Kudrenko beschreibt einen Vorfall von 1944 auf dem St.-Thomas-Friedhof:



„Dieses Mal ist das Unglück geschehen, dass ich beinahe zur Gestapo gebracht worden wäre. Es passierte im Keller. Ich machte Witze zusammen mit einem deutschen Arbeiter. Dann ärgerte der sich und lief mir nach. Ich floh und dann gab es keinen Ausweg mehr. Ich blieb an einer Wand stehen und habe ihm ein Bein gestellt. (...) Der Chef sagte, dass ich mit dem deutschen Arbeiter zur Polizei gehen muss. Mir erstarrte das Blut in den Adern. Ich sagte: „Macht mit mir alles, was ihr wollt. Das ist euer Recht. Ich bin Sklave in euren Händen.“

## Staatlich verordnete Hungerlöhne für „Ostarbeiter“

Von ihrem Bruttolohn blieb „Ostarbeitern“ wenig übrig. Sie wurden nach staatlich festgelegten Sondertarifen bezahlt. Die Nettolöhne lagen 40-50 % unter denen deutscher Arbeiter. Ehemalige „Zwangsarbeiter“ bestätigen, dass sie nach Abzug der Kosten für Unterkunft und Verpflegung 20-40 RM in Händen hatten.

Der monatliche Nettolohn eines deutschen Arbeiters auf demselben Friedhof betrug 145 RM.

## Zubrot durch heimliche Arbeit für Friedhofsbesucher

Die von Angehörigen gewünschte Grabpflege zählte nicht zu den „kriegswichtigen“ Friedhofsarbeiten und konnte deswegen nicht bei der Friedhofsverwaltung in Auftrag gegeben werden. „Es kamen deutsche Frauen. Sie konnten nicht jeden Tag zu dem verstorbenen Mann oder Sohn kommen und baten uns, die Gräber zu pflegen und die Blumen zu gießen. Die Frauen gaben uns manchmal Kleidung oder etwas zu essen, auch Marken. Eine Frau gab mir heimlich eine Marke, denn es gab Leute, die das verrieten.“

Michael F. Iwaschtschenko (rechts) mit weiterem „Ostarbeiter“ und Verwalter